

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 135.

Berlin, Dienstag den 11. November

1845.

Ceylon.

Zur Geschichte der Insel Ceylon und des Buddhismus.^{*)}

Ceylon, eine der fruchtbarsten und wichtigsten der britischen Kolonien, gehört auch in historischer Beziehung zu den interessantesten Punkten des indischen Ländersystems. Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende lang war diese Insel das heilige Land des Buddhismus, einer Religion, zu der sich zwei- bis dreihundert Millionen menschlicher Wesen bekennen. Der Sage nach lebte und wirkte hier der große Gautama Buddha, der lange vor der christlichen Zeitrechnung eine mächtige Revolution in den Meinungen und Glaubensformen des südlichen und mittleren Asiens hervorbrachte. Hier war der Sitz der Pali-Sprache und Literatur, die der gelehrten Welt ein so umfassendes Studium darbieten, dessen Resultate uns vielleicht über die ehemaligen Verbindungen zwischen Indien und Persien, Chaldäa und Aegypten aufklären werden, wenn es dem Fleiß und dem Scharfsinn europäischer Alterthumsforscher und Philosophen gelingt, die fabelhafte Beimischung auszuschneiden, welche die üppige Einbildungskraft der Orientalen über diesen Gegenstand verbreitet hat.

Die Insel Ceylon rühmt sich einer ununterbrochenen Reihe souveräner Fürsten, die mit Widscheja anfängt, der 343 vor Christi Geburt den Thron bestieg, und mit Wikrama-Singha endet, der 1815 von den Engländern entthront wurde. Während dieses langen Zeitraums sollen nicht weniger als hundertfünfzig Herrscher regiert haben; aber obgleich die einheimischen Annalen ihre Thaten umständlich erzählen und ihre Macht und Weisheit verherrlichen, ist diese Chronologie doch manchem Zweifel unterworfen. Erstens weiß man nicht, ob die Jahre der cingalesischen Geschichtsschreiber mit den unsrigen von gleicher Dauer sind, und zweitens ist es unentschieden, ob mehrere von diesen 170 Regenten nicht gleichzeitig über einzelne Theile der Insel geherrscht haben, da letztere von drei verschiedenen Volksstämmen bewohnt wurde. In der That hatte jeder von diesen Stämmen seinen eigenen König, und obwohl derjenige, der den Thron Widscheja's einnahm, einen höheren Rang behauptete und von den beiden anderen als ihr feudales Oberhaupt anerkannt wurde, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß man bei Aufzählung der cingalesischen Monarchen den Lehnsherrn zuweilen mit seinen Vasallen verwechselte.

Den Ursprung der Dynastie Widscheja's erzählen die einheimischen Chroniken auf folgende Weise. Etwa fünf- bis sechshundert Jahre vor Christi Geburt herrschte in Wango (dem heutigen Bengalen) ein Fürst, der wegen seiner Abstammung von einem Löwen (Singha) den Namen Singhabahu führte. Dieser Fürst hatte zwei Söhne, von denen Widscheja der ältere war. Der zügellose Charakter dieses Jünglings, der sich an die Spitze einer Räuberschaar stellte, die Untertanen seines Vaters ausplünderte und das Land verheerte, erschöpfte die Geduld des Volkes, das mit lautem Geschrei seine Bestrafung verlangte. Der König, der sich außer Stande sah, ihn länger zu schützen, aber ihn auch nicht seinen Feinden ausliefern wollte, schickte ihn mit siebenhundert Gefährten übers Meer, um sein Glück in der Fremde zu suchen. Der verbannte Prinz schiffte sich nach Ceylon ein, und da seine Kräfte ihm nicht erlaubten, etwas mit Gewalt zu versuchen, so nahm er seine Zuflucht zur List. Er bewarb sich um die Hand der cingalesischen Fürstentochter Kuwani, durch welche er mit den vornehmsten Häuptlingen der Insel in Verbindung trat: insgeheim ging er aber mit dem Plane um, seine neuen Verwandten aus dem Wege zu räumen, um für sich selbst Platz zu machen. Hierzu bot sich ihm bald eine Gelegenheit dar: bei einer königlichen Hochzeit, die mit mehr als gewöhnlichem Pomp gefeiert wurde, befand sich auch Widscheja mit seiner Schaar unter den Gästen, und als die Teilnehmer des Festes sich arglos der Freude und dem Wein überließen, zogen die Fremdlinge ihre verborgenen Waffen und megelten Alle nieder, die sich ihren Vergrößerungsplänen widersetzen konnten. Die übrigen Fürsten wurden nach und nach zur Unterwerfung gezwungen oder überredet, und Widscheja herrschte bald als unumschränkter Gebieter über die Insel.

Wenn die Literatur des Orients erst vollständig bekannt wird, so ist es höchst wahrscheinlich, daß wir in ihr den Typus mancher Sagen entdecken werden, denen wir jetzt einen celtischen oder gothischen Ursprung zuschreiben. Der cingalesische Widscheja hat z. B. eine schlagende Aehnlichkeit mit dem

angelsächsischen Hengist, der, einer alten irischen Chronik zufolge, seiner Unordnungen wegen von seinem Vater außer Landes geschickt wurde und sich durch List und Gewalt des britischen Thrones bemächtigte. In der britischen Sage ist Rowena zwar die Tochter des fremden, nicht des eingebornen Fürsten, aber in allen anderen Punkten treffen die beiden Sagen so genau zusammen, daß sie manche Betrachtungen hervorrufen. Wie diese und andere Ueberlieferungen, ist auch die Metempsychose oder Seelenwanderung, die zu den Haupt-Lehrsätzen der alten gallischen und britisch-celtischen Mythologie gehörte, aus Indien nach Europa gekommen, und Pythagoras brauchte nicht erst nach Aegypten oder den Ufern des Ganges zu reisen, um sie kennen zu lernen, da sie dem celtischen Geschlechte, welches damals sogar einen Theil von Italien und die Grenzen von Hellas bewohnte, schon längst kein Geheimniß war.

Das Jahr, in dem Widscheja den Thron bestieg (343 vor Chr. Geb.), war nach den Berichten der cingalesischen Chroniken dasselbe, in welchem ihr großer Religionsstifter, Gautama Buddha, sein irdisches Daseyn beschloß. Wenn aber ein solcher Charakter je existirt hat und nicht vielmehr eine bloße Mythe ist, so muß er weit früher gelebt haben — vielleicht tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, wie der Professor Wilson nach den besten orientalischen Quellen berechnet. Die Ungewißheit, die über diesen Punkt verbreitet ist, rührt von der großen Anzahl Personen her, die in Zeiträumen von je tausend Jahren unter dem Namen Buddha erschienen und von denen Gautama der fünfundschwanzigste war. Sie erhoben sich alle durch ihre eigene, selbständige Tugend zur göttlichen Natur, indem die buddhistische Lehre das Gottwerden als notwendiges Resultat vollkommener menschlicher Tugend darstellt. Höchst wahrscheinlich gehören sie Alle in das Gebiet der Fabel, und es ist schwer zu sagen, wo und auf welche Art die Religion entstanden ist, die ihren Namen trug. Als Ausgangspunkt derselben giebt man gewöhnlich Magadha im nördlichen Hindustan an, unter welchem Namen das heutige Bengalen verstanden wird; aber diese Hypothese beruht auf sehr unbestimmten Grundlagen. Aus der gelegentlichen Analogie zwischen dem Pali, dem geheiligten Dialekte der Buddhisten, und dem Pahlivi oder selbst dem Zend, und noch mehr aus einigen in der Zendawesha befindlichen Andeutungen möchte man beinahe schließen, daß die Wiege der indischen Glaubenslehre in Baktrien oder Iran zu suchen wäre. In jedem Fall verdient diese Frage die Beachtung der wenigen Orientalisten, die eine hinreichende Kenntniß der alten Pali-Sprache besitzen und zu den heiligen Schriften der Buddhisten Zutritt haben. Sie werden in letzteren allerdings die beiden feindlichen Prinzipie und die Anbetung des Feuers als Symbol der Gottheit vermischen, aber in der einen Religion wie in der anderen finden sich Lehrsätze, die von einem gemeinschaftlichen Ursprunge zeugen und vielleicht aus einer Quelle stammen, die älter als beide war — möglicherweise aus einer uralten Glaubensform, die einst in Iran herrschte. Nach einem alten Biographen des Zerduscht oder Zoroaster war in jenem Lande die Vergötterung berühmter Sterblichen gebräuchlich, und das Volk hielt dort so fest an seinem Glauben, daß es die Ermahnungen des neuen Apostels mit Verachtung abwies. Nichtsdestoweniger können wir mit Grund annehmen, daß er einige seiner Dogmen aus Iran entlehnte. Das Verbot, irgend ein Thier umzubringen, die Vorschrift, sich der Sittenreinheit zu befleißigen und mit den himmlischen Mächten Umgang zu pflegen, der Glaube an Dämonen oder Genien und an finstere Geister, die uns stets umschweben und die wir nur durch frommen Lebenswandel verschrecken können — diese und noch andere Punkte sind den Lehren des Zerduscht und des Buddha gemein und waren, wie es scheint, schon früher in Iran bekannt.

Wenn nun auch die Zeit, um die Gautama Buddha lebte, und die Gegend, in der er zum letztenmal in Menschengestalt auftrat, dem Zweifel unterworfen sind, so haben doch die Cingalesen stets behauptet, daß er unter ihnen verweilt und ihre Insel zum Schauplatz seiner Thaten erkoren habe. Bei seiner ersten Ankunft machten die Dämonen ihm die Landung streitig und versammelten sich in so ungeheurer Zahl, daß es ihm unmöglich war, das Ufer zu betreten. Endlich wichen sie insoweit zurück, daß er einen Fuß auf die Erde setzen konnte. Dieses war hinreichend: wie Zerduscht, trieb er durch die Kraft seiner Worte die bösen Geister in die Flucht. Ein zweiter und dritter Besuch hatten gleichen Erfolg, und durch die Wunder, die er vollbrachte, belehrte er fast sämtliche Einwohner der Insel zu seiner Religion. Als unumstößlicher Beweis seines Aufenthalts in Ceylon dient die Spur seines Fußes, dessen Abdruck auf dem Gipfel eines der höchsten Berge gezeigt wird. Die Malabaren, die sich zur braminiischen Sekte bekennen, verehren zwar diesen Fußstapfen als den ihres Gottmenschen Siva, während die Muhammedaner

^{*)} History of Ceylon, from the earliest period to the present time. London, 1845. Der Verfasser, Herr William Knighton, ist in Colombo, der Hauptstadt von Ceylon, ansässig.

ihn dem Erzwater Adam vindizieren, dessen irdisches Paradies sich nach ihrer Behauptung auf der Insel Ceylon befand; wenn man sie aber fragen würde, wie Adam, Siva oder Buddha einen so ungeheuren — fünf Fuß sieben Zoll langen und zwei Fuß sieben Zoll breiten — Fuß haben konnten, so würden sich gewiß alle drei Religionsparteien gegen einen so gottlosen Skeptizismus bewaffnen. Was übrigens diese Spur betrifft, so kann nur der Aberglaube die geringste Keckheit derselben mit einem menschlichen Fußstapfen entdecken.

Man sollte vermuthen, daß die harten und fast ewigen Strafen, die der Buddhismus gegen einen lasterhaften Wandel ausspricht, einen wohlthätigen Einfluß auf die Moralität des Volkes haben müßten. Sie mögen auch in der That gedient haben, die Leidenschaften der Massen im Jügel zu halten; auf die Könige und die Priesterchaft hatten sie aber, wie es scheint, nur geringe Wirkung. Die ersteren waren meistens verabscheuungswürdige Despoten, und über den Charakter der letzteren erfährt man bisweilen Umstände, die nicht sehr zu ihren Gunsten sprechen. Wahrscheinlich begnügten sich diese beiden Klassen damit, den Religionseifer des Volkes anzufeuern, ohne selbst an die Lehre zu glauben, die sie verkündigten. Die Geschichte Ceylon's ist reich an blutigen Auftritten; von den hundertsechzig Monarchen starb kaum die Hälfte eines natürlichen Todes. Mord und Aufruhr wütheten in Buddha's schönem Reiche. Welche Verbrechen aber auch in seinem Namen begangen wurden, er selbst ist daran unschuldig; seine Lehren waren rein, oft erhaben, und seine Handlungsweise (falls er je gelebt hat) entsprach seinen Lehren. „Besiege das Böse durch das Gute“; „wer sich selbst überwindet, ist tapferer als derjenige, der Tausende von Feinden auf dem Schlachtfelde besiegt“ — dies war die Moral, die er seinen Anhängern einprägte. Er gebot ihnen nicht nur, den Gelüsten der menschlichen Natur zu widerstehen, sondern sie völlig zu unterdrücken; die Seele müsse von jeder sündhaften Reizung gereinigt und ihr ganz unzugänglich werden. Man kann also den Propheten für die Laster seiner Nachfolger nicht verantwortlich machen. Von allen nicht inspirirten Sittenlehrern ist er vielleicht der reinste oder wenigstens der einzige, der mit Zeduscht zu vergleichen wäre. Leider ist in beiden Religionen der Geist schon längst entflohen, und das Skelett, das seine Stelle vertritt, kann nur noch die Augen der unwissenden Menge täuschen.

Während der zwei Jahrtausende, in welchen Ceylon als unabhängiges Reich bestand, erfuhr diese Insel natürlich manche Revolutionen, sowohl in ihren politischen als in ihren bürgerlichen Verhältnissen. Zu einer Periode hatte sie eine bedeutende Stufe der Civilisation erreicht; die Baukunst und die Bildhauerei standen in hohem Flor, und die Trümmer, die man noch heutzutage bemerkt, übertreffen Alles, was das feste Land Hindustan's in dieser Art aufzuweisen hat. Wenn man der Beschreibung eines cingalesischen Geschichtschreibers trauen darf, so konnte sich die Hauptstadt Anuradhapura unter der Regierung Mihindo's IV. (1023—1059 n. Chr.) mit den größten und prächtigsten Städten Asiens messen. „Diese herrliche Stadt“, sagt er, „erglänzt von zahllosen Tempeln und Palästen, deren goldene Spitzen am Horizonte schimmern. Neben den Häusern sind die Straßen mit schwarzem Sande bedeckt, während die Mitte mit weißem bestreut ist; über ihnen erheben sich Bogen von bieglamem Holze, mit goldenen und silbernen Zähnen geschmückt, und Blumengefäße vom nämlichen Metall stehen an jeder Seite. Die Lampen werden von Statuen gehalten, die in eigens dazu bestimmten Nischen angebracht sind. Den ganzen Tag wogen zahlreiche Menschenmassen durch die Straßen — Elephanten, Pferde, Wagen eilen beständig hin und her. Man sieht Tänzer, Gaukler und Musiker aller Art und von allen Nationen; die letzteren spielen auf Muscheln, die mit Gold verziert sind. Die Stadt hat vier Bau (fast vier deutsche Meilen) in der Länge von Norden nach Süden und eben so viel in der Breite von Osten nach Westen. Die Hauptstraßen heißen: Mondstraße, große Königsstraße, Ochsenstraße und Flussstraße, und sind alle von ungeheurer Ausdehnung, indem einige von ihnen 11,000 Häuser (!) zählen; die kleineren alle namhaft zu machen, wäre unmöglich.“ — Der Ackerbau befand sich gleichfalls in blühendem Zustande, wie die noch sichtbaren Ueberreste von Eiserneisen und anderen Bewässerungsmitteln andeuten. Der fruchtbare Boden gab einen reichlichen Ertrag, und der starken Consumption ungeachtet wurden die Erzeugnisse des Landes, besonders Reis und Zimmet, in ansehnlichen Quantitäten nach dem indischen Continent ausgeführt.

Der sittliche Zustand des Volkes war, allem Anschein nach, weniger befriedigend. Weibliche Keuschheit, durch die Religion Buddha's vorgeschrieben, wurde in der Praxis vernachlässigt. Die Zahl der Weiber und Beischläferinnen hing nur von der Willkür des Mannes ab; auch konnte er sich zu jeder Zeit von einer seiner Frauen scheiden lassen, deren Vermögen aber durch das Gesetz gesichert war. Uebrigens herrschte das Bergestungsrecht (*lex talionis*) in vollem Maße; „Auge für Auge, Zahn für Zahn“ war eine Hauptregel der cingalesischen Jurisprudenz. Der Wucher hatte einen hohen Grad erreicht; für das erste Jahr berechnete man fünfzig Prozent und für zwei Jahre hundert, konnte aber dann nicht mehr fordern, wenn die Schuld auch noch so lange unbezahlt blieb. Man wird sich leicht denken, daß die Gläubiger oft Mühe genug hatten, ihre Schulden einzuziehen, und wie der Reisende Knox erzählt, griffen sie deshalb nicht selten zu einem heroischen Mittel. „Sie nehmen die Blätter der Neiingala, einer giftigen Pflanze, geben damit nach dem Hause ihres Schuldners und erklären diesem ihre Absicht, sich vergiften zu wollen, wenn er ihnen nicht Zahlung leistet. Dies versetzt den Schuldner in solche Angst, daß er bisweilen eher ein Kind verkauft, um bezahlen zu können, als daß er den Anderen sich vergiften ließe — nicht, weil ihm dessen Tod zu Herzen ginge, sondern aus Sorge für seinen eigenen Vortheil, da er, im Fall sein Gläubiger am Gift stirbe, ein bedeutendes Lösegeld zu entrichten haben würde. Auf diese Art rächen sich auch die Cingalesen an Solchen, mit denen

sie im Streit liegen; sie stürzen sich von einem Felsen hinab, hängen sich ober machen ihrem Leben auf andere Weise ein Ende, um nur ihren Feinden Schaden zu bringen.“

Schon lange vor Ankunft der Portugiesen ging der Flor Ceylon's auf die Reize; Malabaren und Bengalesen, Buddhisten und Muhammedaner machten sich die Herrschaft streitig; „der Garten der Welt“, wie die Cingalesen ihre Insel nannten, ward verheert und entvölkert, und das Reich Widscheja's kam mehr als einmal seinem Untergange nah. Trotzdem konnten die Portugiesen, die 1505 unter Franz von Almeida hier landeten, in hundert- und fünfzig Jahren kaum ein Viertel von der Insel erobern; sie bemächtigten sich zwar der befestigten Plätze, aber das Innere blieb unabhängig. Ihre Raubgier und die Habgier, mit der sie allen Reichtum des Landes an sich zu ziehen suchten, brachten das ganze Volk gegen sie in Aufruhr; obgleich sie aber 1688 durch die Intriguen und die Waffen der Holländer, in Verbindung mit den Eingebornen, vertrieben wurden, ließen sie doch so viele portugiesische Ansiedler zurück, daß deren Nachkommen noch heutzutage einen zahlreichen Theil der Bevölkerung bilden. Die Holländer machten sich bald durch ihren Goldgier nicht minder verhaßt als ihre Vorgänger, und ihre Macht war eben so vorübergehend. Von 1766 bis 1796 hatten sie mit der Staatskunst und den Waffen der Engländer zu kämpfen, die im letztgenannten Jahre ihrer Herrschaft ein Ende setzten. Die eingebornen Monarchen blieben zwar noch immer im Besitz des Innern, aber sie hatten ihren alten Muth verloren, und ihre Widerstandskräfte waren gebrochen. Im Jahr 1815 wurde endlich Wikrama-Singha, der letzte Nachkomme Widscheja's, vom Throne gestossen und nach dem festen Lande abgeführt, wo er noch zwanzig Jahre den Verlust seiner Krone überlebte. Seit jener Zeit gehört Ceylon zum britisch-hindusianischen Reich, und in dieser kurzen Periode hat die Wohlfahrt des Landes einen höheren Impuls erhalten, als unter seinen ruhmvollsten Monarchen. Die Bevölkerung beläuft sich allerdings kaum auf den vierten Theil ihrer früheren Zahl, ist aber doppelt so groß als im Jahr 1815 und steigt fortwährend in rascher Progression. Allmählig verschwinden die dichten Wälder; von einem Ende der Insel bis zum anderen werden Straßen gebahnt und Brücken über die Flüsse geworfen, und die Erzeugnisse des Feldbaus und des Handels haben seit dem Frieden um das Vierfache zugenommen. Als notwendige Folge verbessert sich wenigstens die materielle Lage der Nation von Jahr zu Jahre, und von allen ihren ausländischen Beherrschern sind die Briten die einzigen, die sich die Zuneigung der Einwohner erworben haben.

England.

Die neuesten Aufschlüsse zur Geschichte Maria Stuart's.

(Fortsetzung.)

Randolph, der englische Gesandte, behauptete zwar in einem Briefe an Cecil, daß Maria ihren ehebrecherischen Umgang mit Rizzio nicht bloß eingestanden, sondern noch sich dessen gerühmt habe, indem sie ihn durch eine Verurteilung auf die Ehe Ruthven's, des Hauptes der Mörder, der von seiner Gattin getrennt lebte, rechtfertigte. Die Unwahrheit dieser Erzählung wird aber von Randolph selbst dargethan; er sagt uns, daß eine Ausöhnung zwischen Maria und Darnley durch eben dieselben Personen bewirkt worden, in deren Gegenwart sie vor noch nicht einer Stunde sich angeblich für eine Ehebrecherin erklärt hätte, und fügt hinzu:

„Bevor der König sein Gespräch mit der Königin beendete, hörte Ruthven, wie sie zusah, daß Darnley noch an demselben Abend wieder zu ihr komme. Wir wissen nicht, warum er dies versäumte; genug, er kam nicht zu ihr und entschuldigte sich gegen seine Freunde, er sey zu müde gewesen.“

Die Ausöhnung war vollständiger, als die Verschwörer beabsichtigten. Darnley floh mit Maria nach Dunbar, veröffentlichte eine Protestation, worin er die Theilnahme an dem Morde Rizzio's von sich wies, und nahm Theil an der Verfolgung seiner früheren Genossen. Sein Benehmen machte ihn bei allen Parteien verächtlich. „Der Spieß der Verachtung“, sagt ein indisches Sprichwort, „dringt durch die Schale der Schildkröte“, und obgleich Darnley in Punkten der Ehre nicht sehr empfindlich war, so war doch seine Eitelkeit desto verletzbarer. Einmal rüstete er ein Schiff aus, das ihn heimlich von Schottland forttragen sollte, und Maria machte in Gegenwart ihres Hofes und des französischen Gesandten Vorstellungen gegen ein so schimpfliches Vorhaben. Der Gesandte beschrieb folgendermaßen das Benehmen Maria's, als sie durch einen Brief von Darnley's beabsichtigter Flucht hörte:

„Die Königin erhielt diesen Brief am Morgen des Michaelstages, und der König kam um zehn Uhr des Abends an. Als Ihre Majestäten zusammen waren, sprach die Königin zu ihm von dem Inhalt des besagten Briefes, bat ihn, die Ursache seiner Abreise anzugeben, und ob er sich über sie zu beklagen habe; er war nicht geneigt, über den Gegenstand zu sprechen. Und die Königin, welche erkannte, von welcher Wichtigkeit seine Reise sey, handelte sehr weislich, daß sie sofort ihre Geheimräthe und mich zu sich beschied. Als wir Alle versammelt waren, brachte der Bischof von Ross auf Befehl der Königin die Abreise des Königs in seiner Gegenwart zur Sprache; zugleich wurde der Brief, durch den sie Kunde davon hatte, ein Brief an ihn von seinem Vater, vorgelesen. Die Königin hielt dann eine treffliche Rede und bat und beschwor ihn dringend, in Gegenwart Aller zu erklären, ob sie ihm je zu einem solchen Benehmen Ursache gegeben? In solchem Falle hätte sie ihn mit gefalteten Händen und zur Ehre Gottes, sie nicht zu schonen. Auch die Lords sagten, sie sähen, er empfangen sie mit unfreundlicher Miene, und sie baten ihn, zu sagen, womit

ke ihn beleidigt hätten. Was mich betrifft, so sagte ich, daß seine Reise die Ehre der Königin und seine eigene gefährde; denn habe er einen Grund dazu, so stelle er die Ehre der Königin in Frage, und habe er keinen, so sey sein Benehmen unerklärlich. Wir konnten ihn zu keinem entscheidenden Entschlusse bewegen, doch erklärte er, daß, was die Veranlassung zu seiner Reise betreffe, eine solche nicht vorhanden sey."

Nun fragen wir jeden Menschen von klarem Verstande, ob eine Scene wie diese hätte stattfinden können, wenn Maria sich selbst wenige Wochen vorher als Ehebrecherin bekannt hätte? Darnley wollte hauptsächlich darum Schottland verlassen, weil Elisabeth, die über seine Heirat ungehalten war, ihrem Gesandten jede Anerkennung seines Ranges unter sagt und er daher bei der herannahenden Taufe seines Sohnes öffentliche Beschimpfung fürchtete.

Lord Brougham's Urtheil gegen Maria stützt sich auf folgende sechs Punkte:

1) „Es ist gewiß, daß Darnley auf eine schändliche Art ermordet ward, und eben so gewiß, daß man Maria allgemein im Verdacht hatte, eine Mitschuldige an dem Morde, wo nicht die Anstifterin desselben zu seyn.“

2) „Es ist ferner gewiß, daß Maria, anstatt mit Eifer diejenigen Schritte zur Bestrafung der Verbrecher zu thun, die sowohl eheliche Pflicht als der Wunsch eigener Rechtfertigung ihr vorschrieben, nur eine Schein-Untersuchung stattfinden ließ, welche jedem Prinzip der Gerechtigkeit Hohn sprach, während sie die Beweise zur Ueberführung der Mörder, welche Lennox der Vater beizubringen sich erbot, zurückwies.“

3) „Bothwell war erst kürzlich in ihre vertraute Gesellschaft zugelassen worden; er war ein Mann von rohen Sitten und schlechtem Charakter, der allgemein als das Hauptwerkzeug des Mordes galt. Niemand dachte damals ernstlich daran, seine Schuld zu bezweifeln; doch gleich nach der That heiratete sie ihn, und zwar unter dem Vorwand, dazu gezwungen zu seyn.“

4) „Daß er vermählt war, als ihre Vertraulichkeit begann, wird nicht geleugnet. Auch kann nicht bezweifelt werden, daß sie einwilligte, ihn zu heiraten, ehe seine frühere Ehe getrennt worden.“

5) „Die Scheidung wurde in aller Eil binnen vier Tagen durch die Gerichte hindurch gepeitscht. Daher machte sich Maria, indem sie ihn heiratete, der Bigamie eben so schuldig, als zweihundert Jahre später die Herzogin von Kingston.“

6) „Diese Handlungen Maria's waren von so abscheulicher Natur, daß alle vernünftigen Menschen sich von ihr abwendeten und ihre Absehung in jedem christlichen, ja in jedem civilisirten Lande sich fast von selbst verstand.“

In Lord Brougham's erstem Satz liegt eine grobe Unterdrückung der Wahrheit. Es dreht sich hierbei Alles darum, wann Maria zuerst der Mitschuld an dem Morde beschuldigt wurde. Entsprang der Verdacht auf natürliche Weise aus den Umständen, oder war es erst eine spätere Behauptung ihrer Feinde? Robertson, dessen grobe Verfälschungen der Geschichte in anderen Punkten von Herrn Maitland geschickt nachgewiesen worden, führt zwei Umstände als hinreichend zur Begründung des Verdachts an. Maria besuchte den Bothwell in dem Schloß Permitage, wo er schwer verwundet lag, während sie Darnley, als er die Pocken hatte, nicht besuchte. Untersuchen wir die beiden Fälle genauer. Während die Königin in Jedburgh war, wurde Bothwell, der großen Eifer für ihre Sache an den Tag gelegt, in einem Zusammentreffen mit Räubern, zwanzig englische Meilen von Jedburgh, verwundet, wo er bis zu seiner Genesung blieb. Zehn Tage später, nämlich am 17. Oktober, ritt Maria hinüber, um ihn zu sehen, blieb eine Stunde und ritt wieder zurück nach Jedburgh. Dies nennt Robertson „auf den Flügeln der Liebe herbeieilen“, als ob Liebe eine Verzögerung von zehn Tagen gestattete oder es wahrscheinlich wäre, daß die Liebende eben so schnell, als sie gekommen war, wieder zurückgekehrt wäre! „Sie ritt vierzig (neun deutsche) Meilen an einem Tage“, sagt Robertson, — als ob dies etwas Wunderbares gewesen wäre! Einem Professor mag dies so erscheinen; aber wir wissen, daß sie von vielen guten Reitern unserer Tage oft übertroffen worden ist.

Maria's Weigerung, Darnley zu besuchen, war noch unschuldiger; sie war Mutter und durfte nicht das Leben des kleinen Prinzen der Ansteckung einer Krankheit aussetzen, welche damals für die ansteckendste und gefährlichste in Europa galt. Aber wir haben eine stärkere Widerlegung der Schlussfolge, die man aus diesen einfachen Umständen abzuleiten gesucht hat. Im November desselben Jahres wurde Maria von Murray, Maitland, Huntley und Argyle aufgefordert, sich von Darnley zu trennen und Bothwell zu heiraten; sie wies dieses Ansuchen entschieden zurück und erhielt von ihren Räten bittere Vorwürfe wegen ihrer Anhänglichkeit an ihren unwürdigen Gemahl. Ist es glaublich, daß, wenn sich dasselbe Ziel durch Scheidung sicher erreichen ließ, sie das gefährlichere Mittel des Mordes vorgezogen haben würde? Am Tage nach Darnley's Ermordung schrieb Maria einen sehr merkwürdigen Brief an den Erzbischof von Glasgow, aus dem wir folgende Stelle mittheilen:

„Ehrwürdigster Vater in Gott und treuer Rathgeber, wir grüßen euch herzlich. Wir haben diesen Morgen euren Brief vom 27. Januar erhalten, der eine Warnung enthält, die wir durch die That nur allzu sehr bestätigt finden, obgleich der Erfolg nicht ganz so war, wie die Urheber dieser Frevelthat denselben beabsichtigt und wie sie es auch ausgeführt hätten, wenn nicht Gott in seiner Gnade uns erhalten und, wie wir glauben, zu dem Ende aufgespart hätte, daß wir strenge Rache für diese Frevelthat nehmen Von wem auch immer diese schändliche That ausgegangen seyn mag, wir sind überzeugt, es war auf uns nicht weniger abgesehen als auf den König; denn wir lagen den größten Theil der letzten Woche in derselben Wohnung und waren daselbst von den meisten Lords in dieser Stadt dieselbe Nacht um Mitternacht umgeben, und nur sehr zufällig verweilten wir die ganze Nacht

wegen einer Maske in der Abtei (Holyrood House); aber wir glauben nicht der Zufall, sondern Gott war es, der uns dies in den Sinn gab.“

Aus der Sammlung des Fürsten Labanoff ergeben sich mit Gewissheit zwei wichtige Thatsachen: erstens, daß im Laufe des Monats vor Darnley's Ermordung Maria das Eintreten eines wichtigen Ereignisses nicht erwartete, und zweitens, daß dagegen ihre Feinde, die protestantischen Lords, einem Ereignis entgegen sahen, das eine große Veränderung, wo nicht eine Revolution, zur Folge haben würde. Lord Brougham's zweiter Satz behauptet, daß das Scheingericht über Bothwell von Maria veranstaltet wurde. Das gerade Gegentheil fand statt; das parteiische Parlament, welches Bothwell freisprach, bestand ganz aus Maria's Feinden, und in derselben Session wurden mehrere Gesetze angenommen, die sich durch persönliche Feindseligkeit gegen sie selbst und durch Intoleranz gegen ihre Konfession auszeichnen. Lord Brougham hätte mit mehr Recht Georg IV. beschuldigen können, die Rückkehr der Königin Karoline veranstaltet zu haben.

Am 19. April endete die Session des schottischen Parlaments, und am Abend desselben Tages unterzeichneten die an der Spitze stehenden Edelleute, unter ihnen die bedeutendsten protestantischen Lords und die, welche einen hervorragenden Antheil an der Ermordung Rizzio's genommen, eine Schrift, worin sie sich gegen Bothwell verpflichteten, ihn gegen alle seine Feinde zu verteidigen und Alles aufzubieten, um die Königin „zu zwingen“, ihn zum Gatten zu nehmen. Dies ist sicherlich ein bündiger Beweis, daß sie die Königin nicht für rasend verliebt in denselben hielten. Lord Brougham sagt, daß „der Vorwand der Gewalt ein grober Betrug gewesen“; aber hier haben wir ein unleugbares Zeugnis, daß eine ganze Woche, ehe Bothwell sich Maria's bemächtigte und sie nach dem Schloße Dunbar brachte, der Plan, Gewalt zu brauchen, geschmiedet ward. In Dunbar wurde nach der Aussage Tyromontons und Melville's von Bothwell ihrer Person Gewalt angethan; doch jedenfalls ist kein Zweifel, daß sie erst hier zehn Tage lang und dann im Edinburger Schloße in enger Gefangenschaft gehalten wurde, bis sie einwilligte, einen protestantischen Gatten in der Person Bothwell's zu nehmen. Der Religions-Unterschied zwischen Maria und Bothwell ist ein Umstand, den die Verkünder der schottischen Königin mit Stillschweigen zu übergehen für gut gefunden; sie wußten wohl, daß Maria's Anhänglichkeit an den Katholizismus viel zu stark war, um ihr zu gestatten, aus freien Stücken einen nichtkatholischen Gatten zu wählen; in der That sind genug Beweise dafür da, daß sie beinahe mit Gewalt zu einem Altar geschleppt worden, der ihr durch ein protestantisches Ritual entweiht schien.

Enthielte Robertson's Erzählung von Maria's romantischer Zuneigung zu Bothwell nur irgend eine Wahrheit, so hätte der Tag ihrer Vermählung mit Freude begrüßt und als ein Fest gefeiert werden müssen. Hören wir von De Croc, dem französischen Gesandten, wie die unglückliche Königin diesen Tag zubachte:

„Ihre Majestät schickte nach mir, und ich bemerkte viel Seltsames in ihrem Betragen gegen ihren Gatten, was sie gegen mich entschuldigte, indem sie sagte, ich solle mich nicht über ihre Traurigkeit wundern; sie werde nie wieder fröhlich seyn, und sie wünsche sich nichts so sehr als den Tod. Gestern, als sie mit Bothwell in ihrem Kabinet allein war, rief sie laut, man solle ihr einen Dolch bringen, um ihr Leben zu enden. Sie wurde von den Personen im Vorzimmer deutlich gehört.“

(Schluß folgt.)

Italien.

Die Versammlung der italienischen Gelehrten in Neapel.

Es ist in den Zeitungen bereits viel von der glänzenden Aufnahme die Rede gewesen, welche den jetzt in Neapel versammelten italienischen Gelehrten daselbst bereitet worden ist. Was die respektiven Portraits der Hauptpersonen und die Details der Festlichkeiten betrifft, so hoffen wir, daß die illustrierte Zeitung das Publikum nicht im Stich lassen wird, und begnügen uns daher einzuweisen, den kurzen Bericht eines Engländers über jene Versammlung wiederzugeben, den wir in dem Londoner Athenaeum gefunden haben. Er ist aus Neapel vom 28. September datirt und lautet, wie folgt:

„Der siebente Kongreß der italienischen Scienziati ist jetzt eine volle Woche beisammen und hat in dieser Zeit hinlängliche Gelegenheit geboten, seinen Charakter und seine Leistungen zu beurtheilen. Es wäre zu viel behauptet, wollte man sagen, daß er jene gründliche, durch alle Mitglieder verbreitete Gelehrsamkeit verriethe, durch welche sich unsere Gelehrten-Versammlungen im Norden auszeichnen; aber nicht zu leugnen ist es, daß sich hier viele Liebe zur Wissenschaft und viel Forschertalent gezeigt hat. Wenn indeß unser Kongreß hinsichtlich seines zu Tage geförderten Materials auch ähnlichen Versammlungen nachsteht, so bietet er dennoch, von einer anderen Seite betrachtet, mehr Interesse dar, als alle anderen. Denn bedenkt man, daß er die Meinungen eines ganzen Volkes über die wichtigsten Gegenstände vertritt, eines Volkes, das bisher — wenigstens im Süden — noch keine Gelegenheit zu solchen gegenseitigen Mittheilungen gehabt hat, so lassen sich alle legendreichen Folgen, zu denen er führen kann, kaum berechnen. Die Geister sind geweckt worden, und einmal geweckt, wer mag sagen, wohin ihr Weg sich richten und wo er aufhören wird? Apulien, Calabrien, Sicilien sind aufgerufen worden, ihre besten Männer nach Neapel zu senden, damit sie dort die Früchte der einsamen Arbeit empfangen und mittheilen; und kehren sie nach Hause zurück, welche Hülsen von neuen Gedanken nehmen sie mit sich, welche frischen Antriebe werden sie dem geistigen Fortschritt in ihrer Heimat geben, um wie viel begeisteter werden sie dort sprechen und um wie viel begeisterter gehört werden!

Wenn ich hieran denke, so kann ich die gegenwärtige Versammlung nicht genug schätzen und werth halten.

„Auch manchen direkteren Nutzen, der von ihr ausgeht, zu nennen, sollte nicht schwer seyn. So hat man die Hospitäler und wohlthätigen Anstalten Neapels einer strengen Prüfung unterworfen, die gar sehr Noth that, und ein Comité festgesetzt, das statistische Berichte über sämtliche Wohlthätigkeits-Anstalten Italiens sammeln und dem nächsten Kongreß, der in Genua gehalten werden wird, vorlegen soll. Was läßt sich ferner nicht für ein so wesentlich ackerbauendes Land, als Neapel ist, Vortheilhaftes von Vorträgen erwarten, wie ich sie in dieser Woche gehört habe: über Pflüge und Parken, über Maulbeer-, Oliven- und Weinkultur, über Seide und Seidenwürmer? Für uns haben diese Dinge weniger Werth, wir sind durch unsere politischen Einrichtungen eine Gesellschaft, und die Mittheilung der Gedanken und Entdeckungen ist verhältnißmäßig leicht. Hier aber herrscht wenig Verbindung unter den Mitgliedern der Gesellschaft, gegenseitige Beihülfe ist selten, der Einzelne ist in der That ein Einzelner und wird mit Argwohn von seiner Regierung überwacht. Darum fehlt ein trauliches, ungehindertes Zusammenwirken Gleichgesinnter, und die vereinzelt Schritte zu Verbesserungen bleiben ohne Erfolg. Es ist also zu hoffen, das viele Uebel des Landes, aus welcher Quelle sie auch fließen mögen, durch die Vereinigung der hervorragenden Bürger werden beseitigt werden.

„Nicht wenig interessant war eine Besprechung über öffentlichen Unterricht, und obgleich manche von den ausgesprochenen Ideen und vorgelegten Plänen übereilt waren, so ist es doch immer etwas Großes, das in Neapel das Prinzip der Volkserziehung zugelassen wurde und zwar unter den Vertretern ganz Italiens. Der edle Parravicino las einen Aufsatz über Armenschulen, und unter denen, die an der darauf folgenden Besprechung Theil nahmen, waren Prof. Marchese, die Signori Perisano, San Severino u. A. m. Am Schlusse der Diskussion schlug der Präsident unter Beifall der Versammlung vor, es solle ein Comité zusammentreten, um sich über den Stand der Volksbildung auf der ganzen Halbinsel zu unterrichten und die geeignetsten Mittel zur Hebung derselben, wo sie schlecht bestellt sey, vorzuschlagen. Darauf las der Cavaliere de Rolandi über die Ackerbauer-Verbindungen in Piemont und die Vereine zur Unterstützung der Armen in Turin. Im Verfolg dieses Gegenstandes hielt Scolari einen Vortrag über die Bildung einer italienischen Gesellschaft zur Herausgabe gemeinnütziger Werke und setzte die Hindernisse aus einander, die der Verbreitung solcher Werke noch im Wege ständen. Er schlug daher vor, das die berühmtesten Akademien Italiens ein jedes gemeinnützige Buch vor seinem Erscheinen beurtheilen und eine Liste von den besten anfertigen sollten. Der Baron d'Onbes-Reggio verwarf das Projekt und zeigte seine schädlichen Folgen, trug aber auf die Bildung eines Comité's zur Prüfung dieses Gegenstandes an. Der Cavaliere Mancini wies nach, das das Uebel, welches Scolari bekämpfen wolle, selbst in dem von ihm vorgeschlagenen Heilmittel liege, denn er mache den Vorschlag, jene Freiheit, die das Lebensprinzip der Wissenschaft ist, noch mehr zu beschränken. Er verlange darum, es solle eine Gesellschaft von gebildeten Kapitalisten zusammentreten, die auf ihre Kosten die Herausgabe nützlicher Werke, in welchem Theile von Italien sie auch geschrieben seyen, übernehme. So sey eine doppelte Gewähr für ihren Werth vorhanden, da man nicht glauben könne, das die Gesellschaft sich freiwillig einem Verlust aussetzen würde.

„Ein großes Heil, das für Italien aus diesen Kongressen erwachsen wird, ist die Vernichtung jener Eifersucht, die bisher die Staaten von einander getrennt hat und wohl auch von oben her begünstigt wurde, damit sie nicht die gefährliche Größe ihrer vereinten Kräfte fühlen möchten. So betrachtet, sind die Versammlungen nicht nur wissenschaftlich, sondern auch von großem politischen Einfluß, und wenn die gegenwärtigen Elemente der Zwietracht verschwunden und der Geist Italiens erleuchtet ist, wer kann sagen, ob es nicht dann im Besiz seiner Freiheiten ein angesehenes Glied der europäischen Staatenfamilie seyn wird? Darum hat mich dieser siebente Kongreß der italienischen Scienziati, was auch seine Fehler seyn mögen, mit Hoffnungen für Italien erfüllt. Denn so groß ist mein Vertrauen auf den Segen geistigen Fortschritts, das ich in ihm die Gewährung aller Wünsche dieses schönen Landes sehe.

„Nachdem ich so viel zu Gunsten der Versammlung gesprochen, will ich auch einige von ihren Fehlern erwähnen. Dahin gehört zuerst, das, da mehrere Gegenstände gänzlich von der Besprechung ausgeschlossen waren, nicht immer nach allen Richtungen hin untersucht werden konnte. So tief in der Debatte über die Volkserziehung eine geringe Abweichung von den vorgeschriebenen Grenzen von Seite des Ministers des Innern die Bemerkung hervor, das der Unterricht in den Händen der Geistlichen sey (in Neapel in denen der Jesuiten) u. s. w. Ferner waren die vorgelesenen Aufsätze zu lang, so das es oft vorkam, das eine Sitzung aufgehoben wurde, nachdem ein oder zwei langweilige Vorträge gehalten waren, anstatt das lieber die Einzelnen sich über den behandelten Gegenstand hätten aussprechen sollen. Da aber, wo eine Diskussion stattgefunden hat, besonders bei technologischen Gegenständen, muß man eingestehen, das die Italiäner viel Beredsamkeit, viel Schärfe des Gedankens und Ausdrucks und viel Eleganz des Styls gezeigt haben.

„Was die Festlichkeiten dieser Woche betrifft, so sind wir ausgezeichnet verpflegt gewesen, zumal die Vergnügungen, die uns dargeboten wurden, durch die feinen und edlen Sitten der Italiäner einen doppelten Reiz erhielten. Es fanden mehrere Dinets für 300 Personen zu einem mäßigen Preise im Palast

Franca-Billa statt; des Abends standen die Zimmer desselben Palastes den gelehrten Gästen und ihren Freunden offen, deren Zahl zuweilen auf tausend Personen stieg. Für alle mögliche Unterhaltungen war gesorgt, nur tanzen dürfen wir erst seit Freitag Abend, wo die Novena des San-Gennaro-Festes zu Ende ging. An einem Abend empfing uns der Minister des Innern, und an einem anderen war ein außerordentlicher Empfang in der Academia Pontiniana, wo Cav. Avellino einen Vortrag über die Geschichte und die Leistungen der Gesellschaft hielt und später eine Dichterin und zwei Dichter aus Neapel die Versammlung durch ihre originellen Verse in Entzücken versetzte. Das Programm für die Festlichkeiten der nächsten Woche ist noch glänzender; doch ich will nicht vorgreifen — es genüge, das Wissenschaft und Vergnügen Hand in Hand gehen und dem mehrwöchentlichen Feiertag weder die Erbauung noch die Zerstreuung fehlt.“

Mannigfaltiges.

— Russische Uebersetzungen des Faust. Die russische Literatur, die sich in der Regel alles Ausländische so schnell aneignet, hat lange damit gezögert, sich an den Faust zu wagen. Wie es scheint, erwachte erst spät in ihr das Bedürfnis, sich mit diesem Welt drama bekannt zu machen, in welchem der philosophische Dichter-Genius Deutschlands seine tiefsten Anschauungen und Ahnungen niederlegte. Die erste russische Uebersetzung desselben war, wenn wir nicht irren, die von Eduard Huber (1839), welche zwar als Versuch loblich, in der Ausführung aber noch ziemlich unvollkommen ist. Strugovtshikov, ein junger Dichter, der sich ganz dem Studium Goethe's widmet, hat seitdem einige Proben geliefert, die zwar nicht das ganze Werk umfassen, aber ihn als befähigt zeigen, seine Landsleute mit einer genügenden Version desselben zu beschenken. Mit einer vollständigen Uebersetzung ist vor kurzem auch Herr Michael Bronitschenko hervorgetreten, der sich schon durch seine früheren Arbeiten in diesem Fach — Shakespeare's Hamlet und Macbeth, Byron's Manfred und die „Oziady“ von Mickiewicz — einen vortheilhaften Ruf erworben hatte. In Rußland ist die Literatur in eine Menge Claqueen gespalten, deren Organe sich mit solcher Leidenschaftlichkeit bekämpfen, das es schwer ist, ein unparteiisches Urtheil über den Werth oder Unwerth eines literarischen Produkts zu finden; indessen scheint die Bronitschenko'sche Arbeit sich nicht sehr über das Mittelmäßige zu erheben. „Herr Bronitschenko“, schreiben die Otetschestwennya Sapiski, „hat das Verdienst, die Liebe zu Shakespeare in unserem Publikum erweckt zu haben; wir müssen aber offen gestehen, das Goethe's „Faust“ ein Unternehmen war, das seine Kräfte überstieg. Eine so bestimmte, leidenschaftliche, tief dichterische Individualität konnte nur von einer gleich dichterischen Natur wiedergegeben werden. Unser Publikum wird diese neue Uebersetzung, die im Einzelnen Treffliches enthält, mit Vergnügen und mit Nutzen durchlesen; wir können sie aber nicht als eine Arbeit letzter Hand betrachten und begnügen uns nur damit, bis, wie man im Deutschen sagt, „der rechte Mann“ erscheint.“ Das genannte Journal schließt seine sehr detaillierte Rezension mit folgenden Worten, die im Munde eines russischen Kritikers bemerkenswerth sind: „Unsere Meinung über den „Faust“ ist den Lesern dieser Blätter schon bekannt; es ist aber Zeit, das die Deutschen sich der zu ausschließlichen Anbetung dieses Meisterwerks entziehen, weil man sich mit seiner Vergangenheit, wie schön sie auch sey, nicht zu lange beschäftigen muß; es ist Zeit, das der deutsche Faust aus seiner Zelle hervortrete, wo er noch immer Wagner zur Seite sitzt, wie der Tradition zufolge Kaiser Friedrich der Rothbart in einem unterirdischen Schlosse sitzt und schlummert; es ist Zeit für ihn, mit transcendentalen Gräbeln aufzuhören — was uns Russen aber betrifft, so haben wir einen solchen Einfluß nicht zu befürchten; wir zeichnen uns weder durch die Bestimmtheit, noch durch die Festigkeit unserer Uebersetzungen aus, und es ist im Gegentheil eher zu befürchten, das der „Faust“ unbemerkt an uns vorübergehen werde, ohne irgend einen sichtbaren Eindruck hervorzubringen. Die fleißige und gewissenhafte Arbeit des Herrn Bronitschenko wird, außer einer kalten Dankagung, keinen anderen Tribut erhalten. Ein solches Schicksal haben bei uns, leider! fast alle Arbeiten dieser Klasse.“

— Getraidemarkt in England. Seitdem die Berichte über die diesjährige Aerndte in England so beunruhigend lauten, das mit Gewisheit vorauszusehen, das Land werde mit dem Ertrage derselben nicht ausreichen, läßt die Anti-Corn-Law-League (der Verein gegen die Korngesetze) kein Mittel unversucht, um das Verderbliche der gegenwärtigen Gesetzgebung recht schlagend in die Augen fallen zu lassen. Unter Anderem werden in jeder Woche Tausende von gedruckten Zetteln vertheilt, in welchen der Aufschlag des Getraides und die dadurch für das Volk erwachsende Mehrausgabe verfaßt wird. So liest man auf einem der letzten Zettel (vom 25. Oktober 1845):

„Merkt's euch!

„Guter Weizen wurde auf dem Getraidemarkt in Mark-Lane am Freitage (24. Okt.) zu 24 Schill. das Quarter verkauft.

„Der Eingangszoll auf ausländischen Weizen beträgt 17 Schill. pr. Quarter.

„Die National-Ausgabe für Brod beträgt jetzt zwanzig Millionen Pfund jährlich, oder viermalhunderttausend Pfund wöchentlich mehr, als während der ganzen Zeit des letzten Winters und Frühjahrs.“